

Was nicht minder seltsam klingt:

Dass Zahra am südwestlichsten Zipfel des Kontinents in einem Jeep sitzt, von der Costa Vicentina schwärmt, als wäre sie derentwegen nach Portugal gereist. Dass sie sich an rauer Brandung berauscht und am starken Wind, an den Klippenwänden und Beschreibungen wie: *bis zu sechzig Meter hoch, fast senkrecht ins Meer fallend*. Mit welcher Begeisterung sie von ihrer mittäglichen *Sardinbada* erzählt, nach dieser Bootsfahrt zu einzig vom Meer aus zu erreichenden Buchten. Dass sie die Besichtigung der Ponta de Sagres mit Heinrich dem Seefahrer, mit Astronomen, mit Geografen, mit Kapitänen verknüpft. Wie sie Navigationssysteme mit Windrosen und Sonnenuhren verlinkt, die Conquista mit ihrer Wanderung zu einer besonders berühmten Grotte. Wie sie die unterirdischen Höhlen schildert, die Fontänen und gurgelnden Steinspalten. Dass sie übers eben besuchte Cabo de São Vicente parliert und übers von Raben bewachte, gestrandete Boot. Dass sie von Römern zu Öllampen und Parabolspiegeln springt, von Göttern zum Leuchtturm, von sagemumwobenen Felsformationen zu massivem Mauerwerk. Dass sie das Hin und Her ihres gängigen, nein, läufigen, nein, *geläufigen* Blicks reflektiert: zwischen imposanten Küstenkulissen plus Stränden der Westalgarve einerseits, andererseits der Festungsanlage voller mit Bussen angekarrter Pauschaltouristinnen, dem Parkplatz samt Zufahrtsstraße inklusive Dutzender Souvenir- und Verpflegungsstände, fliegender Händler ...

Dass Zahra fährt und fährt und nicht weiß, wohin und was sie tun soll. Weil sie nichts verstanden habe, all diese Wochen in Portugal. Sie müsse weg, weil sie ahne, dass sie hier nichts mehr verstehen werde. Dass es nichts zu verstehen gebe, unter den Umständen, den jetzigen.

Diese Umstände sind so, sagt Zahra, dass man nicht verstehen kann, so sehr man's sich auch wünschen würd.

Schon hört man sie lachen, sich selbst unterbrechen: *Immer mein Gerede von den Umständen, entschuldige bitte.*

Am liebsten würd ich entgegnen: *Wenn man so ist, Zabra, so wie zum Beispiel wir, dass man das Gefühl hat, mitunter über eine einzige Minute einen Tag lang nachdenken zu müssen, dann muss man eben einsehen, dass man falsch liegt, mit seinem Gefühl nicht im Recht. Über eine einzige Minute einen Tag lang nachzudenken, darf, soll nicht sein. Wenn man so ist, dass man diesen Punkt nicht begreift oder vielleicht schon begreift, trotzdem nicht anders kann – wieso auch immer –, hat man ein Problem, Zabra, wofür, wie ich finde, nicht nur die Umstände zur Verantwortung zu ziehen. Ja, müssten wir nicht so tun, als wären die Umstände überhaupt so gut wie nie so einfach und ergreifend alleiniglich zur Verantwortung zu ziehen? Jedenfalls: Einen Tag lang hinter einer Minute her zu grübeln, nachzuspüren, hin und her, her und hin, wie soll sich so etwas ausgeben mit einem Leben, das einen Namen hat samt Gesicht mit zarter Haut plus Lächeln und einer Vita obendrein, die gerecht werden soll den Ansprüchen.*

Obwohl, würd ich gern spotten und alles zurücknehmen, was ich geäußert, nicht gemeint hatte, weißt du, Zabra, diese Ansprüche, also die geben bestimmt nicht nur mir am du weißt schon wo vorbei.

Es sei ein schweres Stück Arbeit, antworte ich stattdessen. Ja, nicht einfach, sich den Ansprüchen zu widersetzen, wenn man gleichzeitig so gänzlich, geistig-emotional, körperlich von ihnen umzingelt, nein, eingenommen sei, ja, sie einverleibt habe. Man müsse sich querlegen *zu* sich selbst, zudem *mit* sich weitergehen, müsse trotzdem essen, trinken, schlafen und die anderen aushalten, müsse zurechtkommen, besser, schlechter, wie auch immer.

Sie stehe, meint Zahra, unter enormem Druck. Sie stehe unter einem Druck, den sie sich auch selbst mache, weil er ihr gemacht werde. Manchmal habe sie das Gefühl, sie selbst sei dieser Druck geworden, oder er habe sich aufge-

bläht, sie verschluckt und unverdaut in sich. Gefangen oder geborgen? Dann wieder glaube sie, sie könnte weit, weit weg oder längst gestorben sein, und übrig bliebe doch diese Spannung. Und was ich denn tun würde, an ihrer, Zahras, Stelle?

Bevor Zahra auflegt, sagt sie: Sie werde jetzt auflegen, Leonore anrufen. Vom Cabo de São Vicente wolle sie wieder zurück zum Kreisverkehr fahren, von dort via EN268 nochmals zur Fortaleza de Sagres.

Bevor sie auflegt, jammert, nein, schwärmt sie: Wie gern sie an diesem verdammten Bachsirad-Projekt mitgearbeitet, wie gern sie in all den angeblich neu entdeckten Manuskripten ihres Lieblingstheoretikers gestöbert hätte.

Und: Nein, nein. Es gehe ihr gut, versprochen, versprochen, man solle sich keine Sorgen machen.

*

Zahra sieht die Räume dieses Instituts zum letzten Mal, schließt zum letzten Mal die Tür ihres Arbeitszimmers, biegt um die Ecke des Korridors zum Stiegenhaus und glaubt: wie das Morgenlicht durch die Fenster hier einfällt, würd sie erinnern und auch, wie sie die Treppe hinabläuft, vom zweiten und höchsten Stock ins Erdgeschoß, je zwei Stufen auf einmal nehmend, wie langsam sie einatmet, während sie die Schwingtüren öffnet und den Blick noch höher hebt, in den Arkadenhof hinaus.

Erinnern würd sie, glaubt sie, die umständliche Art, in der sie – zwischen Schwingtüren und Ausgangstor – die Trekkingrucksackträger auf ihren Schultern zurechtschiebt, wie sie die andre Hand auf die ornamentale Klinke drückt und endlich draußen steht. Von schwüler Luft empfangen. Und von Faltern, Insekten, vielen Horden Mücken umschwirrt, die in Ellipsen, Kreisen, im Zickzack

um die in Sekundenabständen auf- und abflackernde Glühbirne überm Ausgangstor tänzeln und manchmal – knisternd, zischend, Rauchlocken aufwirbelnd – unterm halbzerbrochenen Lampenschirm verbrennen. Ja, wie sie mit beiden Händen gegen dicht sirrend summende Mückenwolken fächert, sich hindurchduckt. Wie Hitze sie packt, wie sie denkt, *dass sich Leib, Kopf wie auf ewig ausdehnen*. Wie sie den Nebensatz in hohem Bogen verwirft, geht in diesen vor sich ausgebreiteten Tropentag, der doch nicht hierhergehört, nicht nach Portugal, denkt sie – *ich*, denkt sie, *ein flitzender Vorsatz, nein, mehr wie den Marmorboden des Arkadenhofs entlangschwebend*. Wie das Licht erst milder ist als drinnen, milchig die Dinge umfließt – die Büsten von Fabelwesen zur Linken, Sockel für Sockel an der weißgekalkten Mauer aufgereiht, die Ziersträucher und Orchideentöpfe zur Rechten, zum quadratischen Innenhof hin, in dem – zwischen schmalen Wegen aus dunklen Kieselsteinchen – Palmen, Pinien, Zypressen stehen und meterhoch dichtes Gestrüpp. Wie sie zu jener Stelle schaut, an der vor dreieinhalb Wochen diese Holzbank gestanden war – sie ist sich so sicher, sie könnt darauf schwören –, und an der's nun wuchert wie überall sonst. Wie sie den Kopf wendet, wie's mit einem Mal grell wird, durch den bleifarben drückenden Himmel dringende Sonnenstrahlen als Lichtfäden, Lichtwellen, Lichtzacken, als blitzende geometrische Muster durch schnell geschlossene Lider hindurch. Wie sie für zwei, drei Sekunden mit dem Handteller die Augen abschirmt. Um Punkte, Linien, Spiralen loszuwerden, die aus Vielecken bestehenden Mosaik. Um den Kopf frei zu bekommen für Klarheit schaffendes Denken, für prägnante Wahrnehmungen als Ausgangsmaterial für praktische Überlegungen als Voraussetzung für handlungsanleitende, handlungsbegleitende Bestandsaufnahmen. Wie sie aus dem

letzten Arkadentor, aus dem Gelände direkt auf die Lehmstraße tritt – eine Lehmstraße, die ist, wie Lehmstraßen sind: also ... staubig, staubig. Wie sie die Augen öffnet, nach Osten sich wendet, das satte Grün der immer üppiger werdenden Vegetation einen irren Gelbstich bekommt. Wie sie denkt: Über solche Nuancen könne man den praktisch prägnanten Verstand verlieren. Wie sie dagegendet: Bleib bei Sinnen. Wie's in ihrem Kopf sich dreht, ihre Hände schon gegen die Stirn, die Wangen gepresst, die Augen geschlossen, zur Beruhigung.

Dass sie *weiter* denkt und *nur übernächtigt* und: *mach kein Theater*. Dass sie *keine Klischees* denkt und *keine grundfalschen Bilder* und: *reiß dich zusammen, mach die Augen auf*.

Das alles würd sie erinnern werden, denkt sie, als schwenke eine Filmkamera von der staubigen Lehmstraße, der subtropisch tropischen Flora zurück auf Nahaufnahme ihrer Gestalt, ihres Gesichts. Eine schlanke Gestalt mittlerer Größe, in langen beigen Leinenhosen, weißem Hemd mit aufgekrempelten Ärmeln, ein leicht gebräuntes Gesicht mit dunklen, mit Klammern aufgesteckten Haaren. Das Mienenspiel zwischen Zuversicht und Zweifel, drei Sekunden, zehn, zwölf.

Dann fokussiere man wieder die Landschaft, denkt sie, diese Landschaft unter nicht mehr ganz so drückendem, immer noch bleifarbenem Himmel, unter ockerrötlichen Wolkenbänken.

Während sie Brust- und Schultergurte des Trekkingrucksacks – ein automatisierter Dauerhandgriff – zum x-ten Mal zurechtzurrt, denkt sie: Und bald ein allmächtig vorgestellter Panoramablick, so ein Kinderblick, der nicht bloß zeigt, was man sieht, sondern auch, was man weiß. Ein Blick wie ein Buschmesser, einer, der durch Kraut-, Strauch-, Baumschichten dringt.

Nein, ganz anders als ein Messer, denkt sie jetzt – Tage danach, im Jeep sitzend, auf der EN268, Richtung Ponta de Sagres –, nie und nimmer ein Messer, so ein Blick!

Jedenfalls: Die Umgebung, in der sich Zahra vor noch nicht mal hundert Stunden bewegte: menschenleer. Eine prächtige Pflanzenwelt, ein imposantes Geklettere, Geranke, Geschlängel. Meterhohe, meterlange Flechten, Gräser, Luftwurzeln überall. Es grünte, leuchtete, roch süßlich, holzig und erdig zugleich. Ein Gewirr von mal stattlichen, mal wie hingehauchten Blüten, von filigranen, von fleischigen Wedelblättern, die ganze Palette.

Ein Dschungel, würd sie geglaubt haben, hätte sie nicht gewusst, dass es hier keinen Dschungel gab. Aber es wuchs, blühte, verdorrte, was und wie's laut Reiseführer hier nicht wachsen, blühen, verdorren sollte.

Ein vergessenes Stück Land, hatte Dr. Loandour, der stellvertretende Projektleiter, vor dreieinhalb Wochen geantwortet. *Ein Juwel von Geheimtipp*, hatte er gelobt, *dieses kleine Forschungsgelände mitsamt seiner zauberhaft urwaldartigen Umgebung*.

Wieso davon nichts, gar nichts in ihrem Buch stehe, hatte Zahra gefragt.

Seine hochgezogenen Brauen: *Eben darum*.

Wieso aber von so vielen anderen Juwelen und Geheimtipps sehr wohl die Rede sei?

Sein hektisches Abwinken: Dass man nicht immer wieso, wieso, wieso fragen solle, dass man nicht alles wissen müsse, *meu Deus*.

Ein Juwel von Geheimtipp von stellvertretendem Projektleiter, hatte sie gedacht, auf der Rückbank des LandCruisers ihr iPhone gezückt. Kein Netz, kein Internetzugang. Nicht gar so weit weg – vor und in den ersten dieser vielleicht vierzig, fünfzig Fahrminuten – erinnerte sie also

noch: das vulkanische Bergmassiv der Serra de Monchique. Weizenfelder erinnerte sie, Farn und Heidekraut, die Orangenhaine, das Zuckerrohr.

Im Schritttempo waren sie Feld- und Saumpfade entlanggeruckelt. Anselmo Loandour hatte von Bachsirads Manuskripten erzählt und Zahra summend aus dem Fenster geschaut, die Bilder gesucht, die Bilder gefunden.

Von Olivenbäumen gesäumte Schuppen- und Stallruinen, vor verrosteten Blechhaufen lagernde Karrenräder, um halbvermoderte Türen gewickelte Eisenketten. Verlassene Häuser, zerborstene Erkerfenster, aus denen Äste ragten – so dick wie die Arme von Riesen. Bäume, die umarmten, was sie zu umarmen imstande. Wurzelwerk, das verwuchs, zu einer Unzahl an aus der Erde ragenden Wurzelhügeln. Glatte, rissige, sehnige Stämme, die sich bogen, langsam und leise zu allem hin, was von Menschenhand erbaut. Zweige, die sich streckten, links, rechts, durch Lücken in von weiß Gott welchem Wetter wie vieler Jahre zerformten Dachfirsten, aus Mauerlöchern, durch Wände verfallener Scheunen, aus Lehm, Schiefer, Schilf.

Man könnte sich verlieben, hatte Zahra insgeheim geschwurbelt, in all diese menschenmöglich guten Bäume.

Die Stimme des stellvertretenden Projektleiters, sein schnell zu ihr auf der Rückbank, eine Sekunde später wieder in Fahrtrichtung gewandtes Gesicht. Dieses angespannte Lächeln, hatte sie gedacht.

Ob sie „*In Winkeln verdichtetel-r Zeit*“ auf Französisch gelesen habe? *Jaja*, hatte sie gelogen, zurückgelächelt, *alles auf Französisch*. Ob sie's möge?

Seiner Stimme war anzumerken, dass ihm dieses Buch viel bedeutete. Seines Tons wegen hatte sie geschwindelt. Dieses Tons wegen, der ein schwärmerisches Pathos verriet, das sie nicht preisgeben wollte, nicht zugeben. Dieses Pathos wegen, das sie reizte. An einem Mann, den sie nicht mochte.

Dass sie Antoine Bachsirad als Erkenntnis- und Wissenschaftstheoretiker, als philosophischen Anthropologen, Kultur- und Literaturwissenschaftler mehr schätze, hatte sie gesagt. Und zum Beispiel sein opulentes Opus magnum: die „*Odyssee*“-Analysen. Bachsirad habe sich ja – wie wohl kein anderer – aus verschiedensten Blickwinkeln, mit unterschiedlichsten Methoden, aufs umfassendste und originellste mit der „*Odyssee*“ auseinandergesetzt. Kein zweiter aktueller Denker, der so in all diesen Irrfahrten zu Hause gewesen wie er. Außerdem liebe sie die Art, wie er Gedankenkonzeptionen entwickle: diese seine typische analogisierende und historisierende. Dass seine philosophiegeschichtlichen Bezugnahmen nicht selten zu sprunghafter Weitläufigkeit tendierten, dass er auf den Versuch genauer Begriffsdefinitionen oftmals verzichte, ja, dass er's *absichtlich* rauszuzögern scheine, einen *Sachverhalt*, ein *Problem*, ein *Ding* beim Namen zu nennen, um's erst in seinen Geflechten an Relationen zu veranschaulichen: das alles würde sie – übrigens im Gegensatz zu etlichen anderen – wirklich zu schätzen wissen. Hingegen: „*In Winkeln verdichtetel-r Zeit*“? Nun, um's auf den Punkt zu bringen: Bachsirad als Guru bedeutungsüberladener Sätze, als Galan geschwollener Poesie, als Muschel-, Nest- und Dachbodenecken-Pate, den möge sie weniger.

Dieses *Dichten*, hatte sie hinzugefügt, komme immer *dürftig* daher, für jedweden *ernstzunehmenden* Erkenntnisgewinn notwendigerweise zu vage.

Daraufhin hatte der stellvertretende Projektleiter – ein wenig enttäuscht, ein wenig verstimmt – *ich verstehe* gebrummt, geschwiegen und Zahra Zeit zurückbekommen, sich im Blick aus dem Fenster, im Anblick verwobener vereinzelter Bilder der draußen im Schritttempo vorbeiziehenden Serra zu verlieren.

Bleibende Bilder im Kopf, unspektakulär, wie: im warmen Gebirgswind zitternde Blätter, Blüten, Dolden, Troddeln. Oder Sträucher, die verflochten lose im Raum stehende Zaunstücke miteinander. Oder Farne und Flechten, die sich wanden, um steinerne Torbögen, die in Gärten führten, die's nicht mehr gab.

Schön, hatte sie gedacht, so einfach, so ergreifend.

Und als sie, um eine Ecke gebogen, erkannt hatten, dass der Serpentinweg sich bei nächster Anhöhe zweiteilen würde, als Loandour gefluht, sogleich seinen LandCruiser ein Stückchen in das kleine, erst leicht abschüssige, dann bergauf sich buckelnde Ackerland zwischen der Gabelung gefahren – erst fragend murmelnd, Zischlaute von sich gebend, schließlich nickend mit Daumen und Zeigefinger sein Kinn massierend –, um sich auf seiner Landkarte nochmals des richtigen Weges zu versichern, hatte ein paar Meter weiter ein alter, müder Mann begonnen, sein altes, müdes Pferd auszuscharren.

Zahra war ausgestiegen, hingegangen, hatte dessen Nüstern gestreichelt. Und die hatten gebebt, wie Nüstern eben zu beben pflegen.

Jedes Bild gut und schön, jedes im Rahmen. Vor dreieinhalb Wochen noch war's ringsum gewesen, wie's sich gehörte.

Nun, nicht ganz.

Denn statt des groß angekündigten, in höchsten Tönen beschwärmten Bachsirad-Projekts hatte Zahra von Anfang an ein über Übliches weit hinausreichendes Chaos vorgefunden. Ein ständig sich wiederholendes, ständig aufs Neue nicht eingehaltenes Versprechen.

Aber zumindest in der Landschaft war damals noch alles da und so gewesen, was und wie's im Buche stand: inklusive Bananenstauden, Mandel- und Walnussbäumen, Mimosen, Pfingstrosen und Rhododendren.

So vieles, glaubt Zahra, würd sie erinnern, an die letzten Wochen denken oder vielmehr, vor und zwischen allen Dingen, den sichtbaren wie unsichtbaren, den Satz: all diese verspielten, nein, verlorenen Wochen, das könne, dürfe nicht wahr sein. Wie sie den Kopf schüttelt, nur für sich, das würd sie erinnern.

Ob im LandCruiser von Monchique fort, ob dreieinhalb Wochen später auf der Lehmstraße. Oder auch jetzt, Tage danach, im Jeep auf der EN268, Richtung Ponta de Sagres. Auf der Lehmstraße, in diesem *vergessenen Stück Land* (O-Ton Loandour), vor noch nicht mal hundert Stunden, setzte Zahra Fuß vor Fuß, während sie dachte, alles gehe von allein seinen Weg.

Den Blick aufs iPhone-Display würd sie erinnern, denkt sie noch, und möglicherweise das inwendige Wiederholen der Uhrzeit – sieben Uhr zwanzig –, wie sie sich sagt: Man komme frühestens in einer Stunde, das Institut, ja, das Universitätsgelände menschenleer, früh genug sei sie unterwegs, Morgenstund mit Gold und so.

Jetzt – Tage danach –, jetzt, auf der Ponta de Sagres, dieser einen Kilometer in den Atlantik hinausreichenden, vielleicht dreihundert Meter breiten Landzunge, jetzt, da Zahra irgendwo am Straßenrand hält, die Jeeptür hinter sich zuschlägt –, erinnert sie hauptsächlich, dass sie so erleben wollte, um sich später ganz und gar erinnern und Auskunft geben, Rede und Antwort stehen zu können.

Sie erinnert, dass und wie ihr Gegenwart auch damals keine Gegenwart gewesen, aufs komplizierteste verwickelt und vermittelt von Anfang an.

Jetzt – Tage danach, zu Fuß weg vom Jeep, mit im schnellen Gehen baumelnden Armen, auf dieser karg trockenen Felsenhalbinsel, immer Richtung Klippen – erinnert sie: Wie sie durch den pompösen Arkadenhof ging und dachte:

ein Witz von aneinandergesetzten Momenten. Der sich irgendwann *Leben* nennt. Der sich in äußerster innerster Dringlichkeit in Szene setzt. Wie sie dachte: *So viel ins Leere laufende Betriebsamkeit*, und: *Lauf schnell weg*. Das erinnert sie.

Und dass sie, die sie die Nacht zuvor nicht geschlafen, bloß gedöst – dort, auf dem Fauteuil im Institutsarbeitszimmer –, die ersten fünfundzwanzig, dreißig Minuten bei morgendlich schon schwülen fünfunddreißig Grad mit zwanzig Kilo auf dem Rücken auf der staubigen Lehmstraße dahintrottend, von einem Augenblick zum folgenden eine ungeheure, sie selbst erstaunende körperliche Energie empfand.

Der Himmel, dachte sie, verliere sein bleiernes Gewicht. Und seine ockerrötlichen Wolkenbänke hellten auf, teilten, lösten sich, verschwanden in dezent rosablaulila Schwaden. Nein – denkt Zahra jetzt, Richtung Küste, Richtung Klippe, die Arme vor der Brust verschränkend –, nein, da war in Wirklichkeit kein *bleiernes Gewicht* und schon gar kein *Empfinden* von Energie, um Himmels willen. Ja, eher war's ihr so, als hätte nicht *sie* die Kraft, sondern umgekehrt die Kraft *sie*, nehme sie dabei aufs selbstverständlichste mit. So, als wär sie, Zahra, nunmehr ein Teil von ihr, der Kraft. So, als könnt sie sich auf ihre souveränen Schritte verlassen, an ihrem Rhythmus orientieren. So, als sollte sie für immer so weitergehen, nein, weiterlaufen – ja, sie lief nun, lief mit schlecht gegurtetem, bei jedem zweiten Schritt mit dem Deckelfach gegen den Schulterbereich hart aufschlagendem Trekkingrucksack, lief schneller und schneller die Lehmstraße Richtung Serra de Monchique.

So – denkt sie jetzt, dachte sie damals –, so, als könnte sie ihre *Gedankenketten* locker weiter ziehen und schleifen und noch stärker ausfransen oder reißen, fallen und liegen oder

wegfliegen lassen, je nach Bedarf, je nach Lust und Laune. Dass sie bald darauf – sie glaubt, bald nach dem aufs ermüdendste unzureichenden Wort *Gedankenfetzen* in ihrem Kopf – sehr müde wurde, dann atemlos, gleich stehen blieb. Dass sie sich nach vorne beugte, die Hände auf die Oberschenkel, um ruhigen Atem bemüht.

Das erinnert sie – ja, dass sie zu schnell zu müde wurde, vielleicht auch von diesem Vorsatz als Anspruch, so viel und umfangreich wie nur menschenmöglich behalten zu wollen, selbst von dieser Art – ja, was? Flucht? Abschied? Jetzt, Tage danach, auf der Ponta de Sagres, auf einem Felsvorsprung, einer Klippe stehend (die ist, wie alle Klippen hier: gewaltig, gewaltig ...), immer noch mit vor der Brust verschränkten Armen, aber viel gelösterem Blick (denn unter sich der Atlantische Ozean, das Meer: weithin lichtflirrend blaugrün, furios gischtrauschend, aufs unregelmäßigste scheinbar gleichmäßig wellenschwappend ...) schreibt sie *ihr* die Schuld zu: der Intention, jedes noch so unwesentliche, dem vielfältigst bunten Durcheinander des Lebens selbst (das uns (hat tip!) ein Rätsel bleibe, nicht wahr, nicht wahr?), nichts anderem geschuldete Detail erinnern zu wollen, erinnern zu werden.

Jetzt – Tage danach, einigermäßen ausgeschlafen, vom frischen Wind samt Meerblick puls-, empfindungs-, gedankenberuhigt – ist ihr diese vor noch nicht mal hundert Stunden auf der Lehmstraße dahinlaufende, nein, dahinhetzende Person wie eine halbe Ewigkeit entfernt.

Das hässliche Wort *Gedankenfetzen*, das sie damals in der Selbstverständlichkeit ihres Dahinjagens auf staubiger Lehmstraße unterbrochen, das diese immense körperliche Kraft, dieses Gefühl unendlicher Energie zum Verschwinden gebracht, vermischt sich nunmehr – so stellt sie's sich vor – mit der weit, weit unter ihren Füßen sonnenumflutet aufgeraspelten Oberfläche des Atlantik.

Und es fügt sich gut, fügt sich strömend ins weite Rauschen, flatternd ins Branden, Brausen und Schwappen. Und sie versteht trotzdem, dass sie müde wurde, *bis aufs Blut*. *Bis aufs Blut*, wiederholt sie, jetzt – Tage danach, mit Blick auf Wellen, die brechen, gegen Steilküsten lecken. Sie schüttelt den Kopf und weiß doch: Sie wär auf der Lehmstraße auch ohne das Wort *Gedankenfetzen* stehen geblieben. So und so hätt sie nach Atem gerungen, ringen müssen, irgendwann. Bisschen Kreislaufkollaps, alles in Maßen, einige Minuten Entspannung und weiter wär's gegangen. Jedenfalls: Dieses facettenreiche Durcheinander des Lebens war – vor allem hier, übernächtigt auf einer Lehmstraße in wasserdampfgesättigter Luft bei starker Hitze, mit zwanzig, nein, eher fünfundzwanzig Kilo auf dem Rücken – nicht dafür da, verstanden, erklärt oder erzählt zu werden, das denkt sie jetzt – Tage danach, mit vom Anblick des Meers gelöstem Blick, wie von selbst ausgebreiteten Armen, wie von selbst gleich wieder verschränkt hinterm Kopf.

Aber eines ist, was man weiß, und anderes, was man will, wozu auch gehören kann, jenes, was man weiß, und jenes, was man will, nicht immer in vollendete Harmonie bringen zu können oder bringen zu wollen oder wie auch immer. Eines, ab sofort am liebsten hundert Jahre zu schlafen, für sich zu bleiben, und anderes, schon im nächsten Moment den Staub von der Hose zu klopfen, den Blick zu heben, den Kopf begierig zur Welt hin oder wenigstens zu dieser dschungelpflanzenumwucherten Lehmstraße.

Überwältigt von der Schönheit ringsum, überwältigt von ihrer eigenen, zutiefst kindlichen, nein, überhaupt nicht kindlichen, aufs verwickeltste verwachsenen Ergriffenheit – wo sie doch eigentlich nur schnell weggewollt hatte, schnell, schnell weg von diesem kleinen, fast verlassenem Universitätsanwesen inmitten verwaister Gefilde –, packte

sie zum einen den zerknitterten karierten Block aus der Balgtasche ihres Trekkingrucksacks. Zum anderen zog sie aus der Hemdbrusttasche ihr abreikalenderformatiges Baum/Blume/Strauch-Bestimmungsheftchen, das ihr der stellvertretende Projektleiter gleich bei ihrer Ankunft geschenkt hatte. Und Zahra schrieb, schrieb eine Liste der Namen der um sie herum wachsenden, blühenden, verdorrenden Pflanzen, die ihr im Laufe der vergangenen dreieinhalb Wochen vertraut geworden. Anbei machte sie Bemerkungen, Zusatzangaben, auch den einen, den anderen, mal mehr, mal weniger abschweifenden Kommentar: was wonach aussah, was wie duftete, was welchen Eindruck erweckte, welche eventuelle Assoziation evozierte. Dazu gesellten sich quasilyrische Schnipsel, alleinstehende Begriffe, Wendungen, denen sie zutraute, ihr – und nur ihr – später ihre Befindlichkeit vermitteln, wieder vergegenwärtigen, in der Vergegenwärtigung alle möglichen Erinnerungsspielräume eröffnen zu können: Zauberwörter, an der Schwelle zum Kitsch, an der Schwelle zur Kolportage, an der Schwelle zum Unsagbaren: *Herz, das aufgeht, in sich versinken, aus sich herausgehen, göttlich dämonische Wildnis*. Nichts war ihr albern genug gewesen, um nicht notiert zu werden.

In solcher Gegend, mit sich ganz allein – das erinnert sie –, schien ein *aufgehendes Herz* einigermaßen aufgehoben, konnte man – wie sie fand – *bedenkenlos versinken*, ohne sich dafür in Grund und Boden zu genieren.

Alles Stumpfsinn, denkt sie jetzt – Tage danach, die zu ihrer Klippe gleitenden Meereszungen vor Augen, das rückströmende Brandungswasser.

Dieses begrenzende, trennende Benennen von Teilen der sie umgebenden Lebendigkeit bei gleichzeitiger Beschwörung ihrer Zusammengehörigkeit, dieses abkoppelnde Inventarisieren von je Einzellnem an einem geradezu als

mondän magische Einheit erlebten Ort, dieses Stehen und dümmliche Schauen und noch dümmlichere Nach-Pflanzennamen-Grübeln auf der Lehmstraße bei schwülen fünf- und dreißig, nein, sicher fast vierzig Grad war ihr nicht besonders gut bekommen.

Wie dürftig zudem, dachte sie, denkt sie, wie vage!

Behauptete sie, *an genau dieser grandiosen Stelle der Landschaft zu verschwinden*, hatte sie sich längst entfernt und darum gewusst. Schwärmte sie vom Gefühl der Auflösung eines subjektiven Blickfelds, hatte sie spätestens beim nächstbesten Lidschlag – offensichtlich, offensichtlich – Gefallen daran gefunden, ihren ureigenen Blick wiederzuerobern und all ihr temporär symbiotisch synästhetisches Empfinden als durch bloße Intensität als gültige Erkenntnis sich preisendes Pathos Lügen gestrafft.

Alles Wahnsinn, denkt sie jetzt – Tage danach, die langgezogenen, tosenden Brecher, die Steilküsten, die Wellenkämme vor Augen. Und dass sie's satthabe, glaubt sie, alles: die Menschensprache, das Suchen nach Form, das Buhlen um Richtig- und Stimmigkeit.

Vor noch nicht mal hundert Stunden, erinnert sie, dort auf dieser Lehmstraße: sie selbst, rezitierend, seitlich am Korrekturrand, in Druckbuchstaben. Ein Bibelzitat, das auch bei Bachsirads „*In Winkeln verdichtete/-r Zeit*“ eine Rote-Faden-Rolle spielt:

„Alle Dinge sind rastlos tätig, kein Mensch kann alles ausdrücken, nie wird ein Auge satt, wenn es beobachtet, nie wird ein Ohr vom Hören voll.“ (Koh 1,8)

Zahra weiß nicht, wie lange sie da allein auf der dschungelartig be- und umwachsenen Lehmstraße stand – in ihren Notizblock kritzelnd, abschweifend, abdriftend. Sie weiß nicht, wie lange sie diese teils aufgekratzte, teils meditativ anmutende Fassungslosigkeit zu fassen versuchte.

Spirituell, dachte sie damals.

Töricht, sagt sie sich jetzt, Tage danach.

Und: Die ihr vielleicht gar nicht so klare Absicht dahinter sei zweifellos die gewesen, alles zu tun, was in ihrer Macht stünde, um später möglichst ernsthaft, möglichst gegenwartsgetreu, möglichst multiperspektivisch erinnern zu können.

Den Dingen gerecht werden, das wollte sie. Sich gerecht werden, in und mitsamt der Welt. Sogar dort, auf dieser Lehmstraße, vierzig, fünfzig langsam über mal mehr, mal weniger unwegsames Land gegendelte Autominuten vom vulkanischen Bergmassiv der Serra de Monchique entfernt – in einem Gelände, das ihr sonst so detaillierter Reiseführer verschwieg.

Alles Unsinn, denkt sie jetzt – Tage danach, wendet ihren Blick vom brandenden Meer zum wolkenverhangen stillen Himmel.

Ja, ausgerechnet auf der Lehmstraße, ausgerechnet nach dieser langen schlaflosen Nacht, ausgerechnet bei schwülen, vielleicht doch eher fünfunddreißig als vierzig Grad verlangte sie sich ein solches Maß an Aufmerksamkeit ab, dem sie nicht gerecht werden konnte.

Jetzt – Tage später – denkt sie: so aufmerksam, dass Wirklichkeit mal in rauschhaftes Erleben, mal in Traum zu kippen in Gefahr. Vielmehr: als ob. So aufmerksam, dass man irgendwann abbrechen muss, wolle man bei Sinnen bleiben.

Und tatsächlich, denkt sie: Im Laufe der nächsten Minuten auf der Lehmstraße schwand jeder konzentrierte Blick.

Der Leib – denkt Zahra jetzt, Tage danach, das Meer in den Ohren, den Himmel vor Augen –, er habe nach Schlaf verlangt. Bald ging *Müdigkeit* in *Erschöpfung* über. Und durstig wurde sie, trank die mit Wasser randvoll gefüllte Thermoskanne leer. Bald dachte Zahra nicht mehr daran, *jetzt* aufmerksam wahrnehmen zu müssen, um *später* gut

erinnern zu können, ja, da war noch nicht mal ein Gedanke, der irgendein Später von irgendeinem Jetzt getrennt gehalten, nein, da war – in dieser ersten Phase Erschöpfung – überhaupt kein geordneter Satz im Kopf mehr.

Jetzt – Tage danach, im Schneidersitz an ihrer Klippe, auf diesem felsigen Hochplateau dem Meer lauschend – erinnere sie trotzdem sehr genau, sehr vieles, glaubt sie.

Da ging sie also, ging auf der staubigen Lehmstraße ostwärts. Sollte der stellvertretende Projektleiter keinen Unsinn erzählt haben, so würde sie dieser Weg zur Serra de Monchique führen. Sollte man ihr die Wahrheit gesagt haben, dann brächte sie die Lehmstraße zurück in Wirklichkeit, so wie sie im Buche stand oder jedenfalls in ihrem Reiseführer. Zurück ins Bergdorf Monchique wollte sie, weiter an die Algarve, über eine Landstraße nach Portimão. Dass man sich in solcher Schönheit verlieren müsse, dachte sie – erinnert sie jetzt, Tage später. Dass sie weiterging, von Selbstverlust keine Spur. Zum Glück. Denn sie habe sich, das wusste sie, noch längst nicht *in Sicherheit wähen* dürfen. Falls man von *Sicherheit* hier sprechen konnte. Noch war nicht ausgeschlossen, dass die anderen sie nicht doch aufgreifen, zurückholen würden. Irgendwer vom Institut, irgendwer von diesem Dutzend ausschließlich männlicher Philosophen, die da im angeblich vorlesungsfreien Juni einsam in der Einöde arbeiteten. Ja, dachte sie, vielleicht hatte sie jemand gesehen, irgendwo am Unigelände, trotz der frühen Stunde, trotz aller Vorsichtsmaßnahmen. Und später würde man sich auf alle Fälle Sorgen machen, wenn sie, Zahra, nicht da sein, weder aufs Klopfen an die Arbeitszimmertür noch aufs Klingeln bei ihrem Ecotourism-Apartment reagieren würde. Vielleicht würde man sie mit einem flott zusammengetrommelten Trupp suchen.

Ob sie in Ordnung sei, unversehrt von der Wildnis, würde man fragen, ihr frisches Wasser zu trinken geben, etwas zu

essen. Ein nettes Plätzchen würde man finden, eine Picknickdecke ausbreiten, einen Sonnenschirm aufspannen.

Vom Bachsirad-Projekt würde man plaudern, wie all die vergangenen Wochen, immer wieder, immer dasselbe, den Vertrag mit ihrer Unterschrift zücken, von der Bedeutung jener Arbeit sprechen, ihr allen Ernstes mit ihrer Pflicht kommen. Ob sie sich erinnere, würde der stellvertretende Projektleiter fragen, an ihr Wort? Sei das nichts wert, nein, ihr Wort? Es sei eine Ehre, dass sie ausgewählt worden, als eine dieser wenigen wissenschaftlichen Mitarbeitenden. Sie hätten ihre Zusage, zehn Monate zu bleiben, zehn Monate im Rahmen des Projekts, für das Projekt tätig zu sein. Oder nicht?

Würde Zahra aufspringen, die Arme vor der Brust verschränken? Würde sie die Lippen schürzen und in wenigen Stößen zischende Laute und damit viel Wutluft auspusten, um danach halbwegs höflich einwenden zu können, dass da nur leider weit und breit kein Projekt, kein Nachlass in Sicht? Und was das alles solle?

Würde sie laut werden und fragen, wer hier eigentlich bei Verstand sei? Würde sie gestikulieren und schreien – von wegen wiederaufgefundene Manuskripte, Typoskripte, Hörproben, von wegen sensationelle Verweisnetze, von wegen Stapel an Textkonvoluten zu epistemologischen Brüchen, Perspektiven und Profilen, von wegen Schriften über Schriften zu „*surrational*“ und „*zone intermédiaire*“. Nichts zum offenen Begründungszusammenhang und nichts zum „*élan intellectuel*“. Geschweige denn zum Wahrheitsbegriff. Nicht mal Wasser noch Luft noch Erde noch Feuer. Nichts von Traum, nichts von Träumerei, nichts zur Symbolik. Bezüglich „*Odyssee*“ – nichts. Zur „*Poetik des Phönix*“ – detto, Fehlalarm. Auch keinerlei Selbstgedichtetes. Korrespondenzbestand, aha?

Und kein Eugenio Tupez-Baril weit und breit. Der Herr

Projektleiter sei ein sonderbarer Schatten, ein aus der Wüste von Tabernas kryptische Mails schreibender Geheimniskrämer geblieben. Genauso wie die portugiesische *Senhora* – weder gesehen noch gehört. Und null Bachsirad-Experten und Expertinnen, denn die wären alle – angeblich, angeblich – in Urlaub oder eben – wie Tupez-Baril – auf dem *Internationalen Bachsirad-Kongress* im Desierto de Tabernas oder gar nicht aufzufinden, weil schon lange nicht mehr vor Ort beschäftigt. Niemand, der Ahnung habe, der kompetent sei. Niemand, dem diese Farce aufzufallen scheine. Anlaufschwierigkeiten, würden die Philosophen sagen, das komme vor.

Würde Zahra mit der Zunge schnalzen: seit Ankunft in Portugal – nur Scherereien. Die Informationen, die sie in Lissabon und Coimbra oder Évora hätte bekommen müssen? Nichts, was klar gewesen, schwarz auf weiß. Niemand, der klar, im Kopf. Beziehungsweise – Zahra könnte ihren Ton ein wenig mäßigen: Niemand, der Bescheid wisse.

Von einem Gesicht ins nächste würde sie sehen, in der Mimik dieser Philosophen die wiederholte Unterstellung *ibrer* Übertreibungslust, *ibrer* Fehlinterpretation, *ibres* Mangels an Geduld, Gelassenheit, Flexibilität undsoweiter. Zahra würde *deren* Ignoranz nicht fassen können, trotzdem nicht locker lassen, weiter erklären, weiter und weiter, zum wievielten Mal dieselben Geschichten. (Die doch für sich sprachen! Oder nicht? Oder wie?)

Beispiele gefällig, könnte sie fragen und keine Antwort abwarten. Dieser Fisch-, Gemüse- und Meeresfrüchtemarkt – dort, wo weiß der Himmel welches Bachsirad'sche Landhäuschen hätte stehen sollen. Jener Platz, den man herzförmig eingekringelt hatte, auf der Skizze, die man ihr in Coimbra ausgehändigt. Der hübsch markierte Fleck, den man ihr im Vorhinein auf gut Glück als wahrscheinlich

aktuelle Beherbergungsstätte des Nachlasses habe weismachen wollen. Dieser verfluchte, auf dem Plan bedeutungsgeladene Platz, der sich in Wirklichkeit als Markt samt Taberna entpuppte. Und schon davor: Jenes von Schaf- und Rinderherden bevölkerte Korkeichengrundstück, dort, wo man ihr Tupez-Barils Forschungszentrums-Dependance beschrieben habe. Mitten im allerhintersten Alentejo. Nichts, natürlich, bloß: Korkeichen, Schafe, Rinder. Und nun die Liegenschaft des Instituts. Auch irgendwo im Nirgendwo, nicht wahr? Auf einem kümmerlichen Universitätsgelände, das nur von ein paar übrig gebliebenen Philosophen und einigen anderen Geisteswissenschaftlern in Betrieb gehalten werde. Von wegen irgendwas, irgendwas, was mit der „*Poetik des Phönix*“, was mit all den andren angepriesenen Texten und Hörproben, was mit Bachsirad auch nur ansatzweise zu tun. Nicht zu glauben, nicht zu fassen. Ein Irrsinn, ein Irrsinn. Und deswegen habe sie den Job gekündigt, ihr Zuhause für ein Dreivierteljahr verlassen?

Unterbrechen würde man sie, beruhigen und ablenken. Immer dasselbe: Das Gehalt des letzten Monats habe sie überwiesen bekommen, oder nicht? Und man sei auch hier, nicht wahr? Keine Bachsirad-Spezialisten, okay, aber Fachkollegen und überdies zur Genüge mit dem Forschungszusammenhang vertraut. Und das Institut? Ihr Arbeitszimmer? Der reizende Arkadenhof? Der gemütliche Wohn- und Schlafraum im Ecotourism-Apartment hinterm Universitätsgebäude? Inklusive Vollholzsekretär? Plus Schurwollteppich? Die schmucke Küche? Alles nicht wirklich? Alles vorgetäuscht? Oder wie?

Vielleicht liege es an ihr, würden sie sagen, mit zarter Stimmführung. Dass ihr so viel bizarr erscheine. Wär möglich, es liege an ihrem Blick. Dem Feld, dem Winkel. Idioten, würde Zahra denken.

Nichts da, würde sie sagen und hinzufügen: Okay, sie habe ein Arbeitszimmer, aber keine Arbeit. Es gebe bis jetzt keinerlei neu entdeckte Schriften oder Tonaufnahmen, die sie mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört habe. Alles sei wochenlang nur behauptet worden.

Unerwartete Begebenheiten, würden sie kontern, die Hüftoperation der Senhora. Und die Sache mit Tupez-Barils Forschungszentrums-Dependance zwischen Évora und Beja sei wie die meisten dieser Ungereimtheiten der letzten Wochen ein simples Missverständnis gewesen. Nichts weiter. Es werde, wie sie mittlerweile wisse, erst nächstes Jahr mit dem Bau begonnen, nun, und jener Dozent in Coimbra habe wohl am Telefon nicht so konzentriert zugehört und ihr also fälschlicherweise mitgeteilt, dass ...

Nicken würd Zahra, den Kopf schütteln, unterbrechen:

Und: Eine subtropisch tropische Gegend, deren Berechtigung beziehungsweise Name sie in ihrem Reiseführer nicht finde. Eine Art Ortschaft mit nichts als ein paar verfallenen Mauern und einem in unglaublichster Einöde liegenden Unigelände – bloß von einem Lebensmittelgeschäft umgeben sowie zwei rührigen Café-Restaurants plus einer Handvoll (all die Wochen – bis auf ihres – ungenutzt gebliebener) bungalowartiger, sonnengelb gekalkter Eco-tourism-Apartments. Ein Campus, der beinahe menschenleer, des Weiteren ohne Netz, ohne Internetzugang. Eine dschungelartige Landschaft, die nicht so recht hineinpasst, in die Welt zwischen Algarve und Serra de Monchique. All die kuriosen Missverständnisse, so viele befremdende Ereignisse, ganz in Wirklichkeit.

Das sei keine Frage des Blicks, verflucht noch mal. Oder? Was zum Teufel wäre denn hier eine *Frage des Blicks*? Na?

Sie sei übermüdet, würde man sagen. Ob sie nicht schlafen wolle? Mit der Urteilskraft sei das so eine Sache.